

Audience Development ist ein Instrument für Kultureinrichtungen, um auf sich verändernde Bedürfnisse von Besucher*innen reagieren zu können. Ein wichtiger Baustein sind dabei die Vermittlungsangebote. Aber dass es auch um viel mehr gehen muss, darüber unterhalten wir uns mit der Kulturmanagerin Dr. Ingrid Allwardt

Es geht um den Mut zum Experiment!

Das Gespräch führte Veronika Schuster

Liebe Frau Dr. Allwardt, Vermittlungsangebote in Kultureinrichtungen waren lange Zeit ein Instrument, um Entwicklungen etwa beim Publikumsschwund oder bei der Überalterung entgegenzuwirken und Menschen (wieder) in die Einrichtungen zu ziehen. Welche Rolle nimmt Musikvermittlung heute für und in Kultureinrichtungen ein?

Ich äußere mich ungern zu Rollenzuschreibungen. Kreative Köpfe finden ihre Positionen, wenn ihnen eine flexible, durchlässige Struktur angeboten wird. Daher möchte ich auf Ihre Frage anders antworten und unser Gespräch mit folgendem Gedanken beginnen: Es ist auf der einen Seite wichtig, dass es musikvermittelnde Angebote wie Kinder- oder Familienkonzerte gibt. Dennoch halte ich persönlich nicht viel davon, Formate lediglich für eine spezifische Zielgruppe zu entwickeln, da das jeweilige Format dann als Mittel zum Zweck erscheint und nicht als künstlerischer Ausdruck. Doch: Kunst ist immer zweckfrei und um diesen zweckfreien Raum geht es. Natürlich ist es wichtig, dass sich Programmgestalter ihr potenzielles Publikum vorstellen und unterschiedliche Adressaten mitdenken. Aber es geht nicht um die Bedienung von Zielgruppendefinitionen. Sinnlich erfahrbare und anspruchsvolle Ereignisse und Aktionen können Erwachsene, Jugendliche und Kinder gleichermaßen ansprechen. Im Vordergrund sollte nicht das WEN, sondern das WAS durch ein durchdachtes WIE stehen. Kultureinrichtungen

erkennen diese Aufgabenstellung schrittweise und suchen Erfahrungen in unterschiedlichen Formaten, die sich von zu engen zielgruppenspezifischen Zuspitzungen auch wieder entfernen.

Heißt das, man soll vor allem mit der Kunst arbeiten und offen lassen, wer sich davon angesprochen fühlt?

Mit Kunst perspektivisch zu arbeiten, bedeutet vor allem, neue Formate und genreübergreifende Projekte zu entwickeln. Experimentieren ist hier das Schlüsselwort. Darüber hinaus geht es darum, Rahmenbedingungen zu erweitern, die nicht direkt mit der Kunst zu tun haben. Parameter wie Uhrzeiten, Preisgestaltung oder andere Aufführungsorte, mit denen sich dann die neuen Formate noch mehr öffnen lassen, können hier helfen. Es ist ein Kaleidoskop aus vielen Optionen, das es immer wieder neu zu drehen gilt.

Zielgruppen haben sich aber ja nicht ohne Grund herausgebildet, so scheinen diese den Vertrieb, die Werbung, das Marketing usw. zu vereinfachen. Welche Wege müssen Kultureinrichtungen dann gehen?

Wer definiert denn eigentlich Zielgruppen? Diese Definitionen werden lediglich gebraucht, um Produkte zu vermarkten. Wenn Kultur in unserer Gesellschaft eine politische Bedeutung haben soll, gilt es, mutiger auf vielen Ebenen zu werden. Wenn es um Fördermittel geht, wird standardisiert abgefragt, für welche Zielgruppe welches Format entwickelt wird. Doch diese Fragestellung ist meines Erachtens nicht konstruktiv und weiterführend, da es aktuell in unserer Gesellschaft darum geht, Gemeinschaft zu stiften und Menschen zusammenzuführen und sie nicht (in Zielgruppendefinitionen) zu dissoziieren.

Wenn Kultur in unserer Gesellschaft eine politische Bedeutung haben soll, gilt es, mutiger auf vielen Ebenen zu werden.

Geht es nicht nur darum neue Zielgruppen zu erschließen, sondern Teil der Gesellschaft zu werden?

Richtig. Bitte keine Erziehungsversuche eines prognostizierten Publikums, das ins „eigene Haus“ gelockt werden soll, wie es das klassische Audience Development beschreibt. Viel wichtiger für die Zukunft von Kultureinrichtungen ist es, die Frage zu stellen, was der Wert von Kunst,

Kultur, Musik wirklich ist. Dabei geht es darum, wo und wie Musik wahrgenommen wird, und das eben auch von Menschen, die dafür nicht unbedingt in die Häuser der Kultureinrichtungen gehen. Ziel sollte es sein, Musik als selbstverständliches Humankapital wieder in die Gesellschaft zu bringen. Wir alle tragen Musik in uns, die nur wieder geweckt werden will. Wie anders würde möglicherweise eine politische Debatte verlaufen, begänne sie mit gemeinsamem Singen?

Ist es dann die Herausforderung eben nicht plakativ zu sein? Sucht man also nach einem Weg, wie man ein Selbstverständnis für Musik entwickelt?

Ja und dabei sind der Fantasie und Kreativität, wohin das führen kann, keine Grenzen gesetzt schon gar nicht durch Zielgruppendenken, das zweckbestimmte Wege beschreitet anstatt viel weiterzudenken und sich zu lösen. Warum nicht Musik in Bahnhöfe bringen, warum nicht in Ministerien, warum sich nicht in andere, scheinbar fernliegende Themen einmischen und Botschaften über Musik kommunizieren? Gemeinsam in eine Aktivität und innere Bewegtheit zu kommen ist es, worum es geht.

Gemeinsam in eine Aktivität und innere Bewegtheit zu kommen ist es, worum es geht.

Aber wir alle kennen die klassischen Ausbildungen und wie diese in ihrer inhaltlichen Struktur ausgerichtet sind. Wären die Absolvent*innen denn schon so weit, solche Strukturen so grundlegend aufzulösen?

Ich denke schon. Aber Musiker*innen, Künstler*innen, Kulturmanager*innen brauchen Ermutigung bei dieser Art von befreitem Denken.



„Sing mit Berlin!“ am Potsdamer Platz (links). „Sing mit, Chemnitz!“ am Theaterplatz (rechts).

Foto links: Simon Pauly; Foto rechts: Lukas Ullmann

Sie sollten darin unterstützt und ermutigt werden, immer noch ein kleines Stück weiter und noch weiter zu gehen. Menschen sollen überrascht und emotional bewegt werden und das findet nur bedingt in Museen oder Konzerthäusern statt. Verstehen Sie mich nicht falsch. Es ist eine Basis unserer kulturellen Landschaft, fantastische Orchester, Chöre, Inszenierungen, Festivals zu erleben - doch unsere Hochkultur ist mitunter museal geworden und hat ihre Vitalität verloren. Der kommunikative Aspekt, den Musik so tief in sich trägt, wird nur noch bedingt gelebt. Aber wir benötigen genau diesen Impuls.

Ist es dann eher „Musik im öffentlichen Raum“ und in offenen Räumen?

Ja, das ist es, aber es soll kein Plädoyer gegen die Institutionen sein. Schön wären, parallel zu deren Angeboten noch mehr freie Projekte, auch von festen Kulturinstitutionen selbst. Sie ermöglichen mehr Flexibilität in den Formaten und dort vorhandene Strukturen werden davon nicht berührt. Dort kann viel Neues geschaffen werden und die Annäherung an ein Ziel kann anders überdacht werden. Eine Institution kämpft um Besucher*innen und legitimiert sich darüber; das verfestigt Strukturen. Freie Projekte müssen das nur bedingt. Es kann also um ganz andere Fragen gehen und es ist noch viel mehr möglich: Warum nicht mit Musik für den sozialen Klimaschutz und eine Verbesserung des menschlichen Miteinanders einstehen?

Ihnen ist das Miteinander in der Musik zentral. Gehen Sie dabei immer davon aus, dass jeder von ihr ergriffen wird?

Ja absolut. Sich Musik zu entziehen, ist eigentlich unmöglich. Musik knüpft direkt an den Emotionen und an Unbewusstes an und provoziert emotionale Reaktionen. Und über das gemeinsame Musizieren und vor



Foto: Simon Pauly

Sing mit, Berlin!

allem das gemeinsame Singen sind wir in der Lage, Empathie mit- und füreinander zu entwickeln. Denn die Stimme ist das ureigenste Instrument des Menschen, das er benutzt, um sich selbst auszudrücken und sich mit anderen zu verbinden.

Ist das für Sie auch die Antwort auf die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche; das, was Kunst, Kultur, Musik und deren Einrichtungen leisten können?

Richtig, aber dafür sollte diese Rolle ernst genommen werden. Dass Musik ein neues Miteinander ermöglicht, zeigen nicht nur viele Studien. Auch bei Projekten wie „Sing along, Berlin“ und „Sing mit, Chemnitz“ können wir das beobachten. Dabei geht es darum, eine Woche miteinander zu singen, sich gemeinsam zu bewegen, gemeinsam zu essen, zu diskutieren und eben Themen wie ein neues Miteinander zu verhandeln. Spannend sind die Fragen, wie das in Berlin funktioniert und wie es sich in einer Stadt wie Chemnitz verhält. Eine Stadt, in der Themen ganz anders emotional aufgeladen sind. Wie verhandelt man dort Gemeinsamkeit und Andersartigkeit? Es geht um Grundsätzliches, für die Verbesserung des menschlichen Miteinanders, für Respekt, Durchlässigkeit, Toleranz einzustehen.

KMN: Entschuldigen Sie, dass ich nun doch wieder von Zielgruppen spreche: Sind bei Sing along andere Menschen gekommen, als der „typische“ Kulturbürger, der sich ohnehin für das Projekt interessiert?

Die Teilnehmenden sind sehr unterschiedlich: Menschen mit viel Chorerfahrung, die das Singen ohne Noten ausprobieren wollten. Es gab aber auch sehr viele, die in ihrer Schulzeit als Brummer abgeurteilt wurden und damit schon eine Art menschliches Trauma diesbezüglich in sich tragen. In der eigenen Stimme kritisiert zu werden, ist eine verletzende



Sing mit, Chemnitz! Im Konkordiapark (links).

Foto links: Lisa Hähnel, Foto rechts: Lukas Ullmann

Attacke auf das Selbstbewusstsein. Hier bei den Projekten können die Teilnehmenden sich und ihre Stimme wieder neu entdecken und erleben, dass auch ein Singen ohne Noten befreiend ist. Es sind regelmäßig Geflüchtete dabei, die spüren, dass es hier darum geht, sich auf gleicher Ebene kennen zu lernen und etwas gemeinsam auszuprobieren und zu erarbeiten. Über das Singen ist eine enorm positive Gestaltungskraft möglich. Sich als Chor nicht auf einer Bühne zu präsentieren, sondern sich durch die Stadt zu bewegen, Menschen zum Mitmachen zu animieren, eine Botschaft auszusenden, das zufällige Gegenüber anzulächeln, das ist ein anderer, aber nicht weniger professioneller Anspruch.

Über das Singen ist eine enorm positive Gestaltungskraft möglich.

An das von Ihnen beschriebene Trauma kann ich mich gut erinnern. Es geht Ihnen darum mit der Musik ein neues Selbstbewusstsein für die Gesellschaft und für ein Miteinander zu produzieren.

Darum geht es mir. In Chemnitz waren wir zunächst mit vielen Vorbehalten und Fragezeichen konfrontiert. Aber mit jedem Tag wurden die Menschen mutiger, haben mehr und mehr gelächelt und anfängliche Vorbehalte abgebaut. Das ist durch die tiefberührende Auseinandersetzung mit Musik möglich.

Müssen die Vorbehalte auch aktiv abgebaut werden?

Oh ja, dafür braucht es viel Fingerspitzengefühl, echte Empathie und weitreichende Geduld. Ein solches Angebot den Menschen zu offerieren sollte dauerhaft sein, um gemeinsam etwas zu entwickeln. Hinzukommt, den Menschen immer wieder zuzuhören, auf die vielen Fragen geduldig zu antworten, um dann zu sehen und festzustellen, dass man verstanden wurde, sich Vertrauen aufbaut und sich ein sehr stabiles Verhältnis bildet.

Es benötigt also eine empathische Kompetenz, auch in Kultureinrichtungen, um den Hemmnissen entgegenzuwirken...

Dies gehört zur Entwicklungsarbeit und es geht nur, wenn man nach draußen geht. Sich hierbei nicht aufzudrängen, sondern zuzuhören und ganz genau hinzuschauen, was für welchen Ort geeignet ist, darum geht es. In eine Schule zu gehen mit der Anspruchshaltung, wir sind Kultur und nun machen wir etwas zusammen und Lehrer als Ausführungsassis-

tenten zu betrachten, ist nicht der richtige Ansatz. Welche Bedürfnisse gibt es dort? Und wie kann auf diese Bedürfnisse mit welchem Angebot reagiert werden? Es geht um echte Win-Win-Situationen – so furchtbar dieses Wort auch ist, aber es meint genau das. Es geht um ein Gespür dafür, was wirklich sinnvoll ist. Und das zu entwickeln, geht nicht am Schreibtisch.

Somit wären wir bei dem Thema Teilhabe, die man zulassen muss...

Wie schaffe ich Teilhabe, die professionell arbeitet? Mit Mut und prozessorientiertem Experiment. Primäres Ziel: das Auseinanderdriften und das Vereinzeln in unserer Gesellschaft aufzufangen. Schaffen wir das nicht, wird es willkommenes Einfallstor für manipulative Kräfte. Und wo, wenn nicht beim gemeinsamen Musizieren, ist das Miteinander einer Gesellschaft möglich? Dabei geht es nie um das Erreichen einzelner oder mehrerer Zielgruppen, womit ich wieder bei meiner Ausgangsthese bin.



Foto: Simon Pauly

Dr. Ingrid Allwardt ist Musik- und Literaturwissenschaftlerin und Produzentin, lebt in Berlin. Sie ist Gründerin der iQULT GmbH für Musik und Kultur in Berlin. 2016 rief sie das Projekt „Sing-along, Berlin“ ins Leben, das sie seitdem jährlich in Berlin mit verschiedenen Partnern aus Politik und Wirtschaft produziert; 2019 zog das Projekt mit dem Titel „Sing mit, Chemnitz“ in ein weiteres Bundesland.

